

Die Rückkehr des Vaters

Ursula Klodt-Keune

„Wenn der Krieg erstmal aus ist, wird alles besser werden“, hatte meine Mutter immer gesagt, wenn uns die Alarmsirenen aus dem Schlaf geschreckt hatten und der Luftschutzkeller aufgesucht werden musste. Weiterschlafen wäre natürlich schön gewesen, aber von den nächtlichen Erweckungen einmal abgesehen, hätte eigentlich nichts besser werden können, auch wenn die Erwachsenen nicht müde wurden, die Abwesenheit der geliebten Väter zu beklagen. Eines schönen Tages war es dann aber soweit, den übermächtigen Herrn Hitler gab es nicht mehr, wo er geblieben war konnte oder wollte mir niemand sagen, stattdessen wurde zuversichtlich von unheimlich netten amerikanischen Soldaten gesprochen, die gerade dabei waren, unser ganzes Volk von diesem Herrn Hitler zu befreien, obwohl der ja gar nicht mehr da war.

Von Natur aus wissbegierig veranlagt, hätte ich es gerne genauer gewusst, aber mir war klar, dass ich in diesen schweren Zeiten keine Antworten erwarten konnte. Schließlich war es nur eine Frage von Stunden, dann würden diese netten Amerikaner auch unsere kleine Stadt befreien. „Natürlich“, so sagten die Erwachsenen, „gibt es nicht den geringsten Grund für irgendwelche Befürchtungen.“ Schließlich hatte man mit einer nicht erwähnenswerten Ausnahme den Bau der befohlenen Panzersperren verhindert und auch die weißen Laken, die vor den Häusern hingen, sprachen zweifelsfrei für die friedliche Gesinnung unbescholtener Bürger, die schon immer gewusst hatten, dass dieser Herr Hitler ein verabscheuungswürdiger Verbrecher gewesen war.

Natürlich weiß schon ein sechsjähriges Kind, dass Erwachsene nur selten die Wahrheit sagen und deshalb habe ich mich auch nicht gewundert, dass meine Mutter in aller Heimlichkeit Schmuck und sonstige Wertsachen in einen alten Sack packte und im Garten vergrub, und wenig später war es soweit: Kanonendonner vernichtete das Leben von fünfzig Zwangsarbeitern, die mit einem zerbeulten Lastwagen auf dem Weg zu ihrer Heimat waren. Scheiben zerbarsten, stählerne Ungeheuer dröhnten durch die Straßen und zum ersten Mal in meinem Leben spürte ich die Ohnmacht meiner Mutter, mit der mich bisher ein fast unbeflecktes Urvertrauen verbunden hatte.

Ansonsten verlief die Befreiung ohne besondere Vorkommnisse, was, da waren sich die Erwachsenen völlig einig, militärisch gesehen nicht besonders schwierig war. Im Mittelalter hätte das natürlich ganz anders ausgesehen, denn damals war Wiedenbrück eine befestigte Hansestadt gewesen. Die Ems, zugegeben ein nicht so besonders großer Strom, hatte für einen unüberwindlichen Schutzgraben gesorgt und auch die mächtige Festungsmauer soll, wie zuverlässige Dokumente zweifelsfrei bezeugen, so manchen Feind noch im Dreißigjährigen Krieg zum ruhmlosen Abzug gezwungen haben.

Dies alles erfuhr man als Kind beim sonntäglichen Spaziergang, der an einem zerfallenen Turm vorbeiführte, denn das war alles, was von der alten

Hansestadtherrlichkeit übrig geblieben war. Allerdings hatte sich der Mut zur Kleinstadt im Krieg als sehr segensreich erwiesen. Nur eine einzige Bombe hatte den Ort getroffen, natürlich rein zufällig und sie hatte natürlich sowohl die malerischen Fachwerkhäuser als auch die übrigen historisch wertvollen Gebäude verschont. - In einem der wenigen Neubaugebiete war sie explodiert und hatte dabei nur einen Gemüsegarten und einige Scheiben zerstört - was selbstredend kein wirklicher Schaden war -, aber mit dem unheimlichen Bombenkrater gab es jetzt einen weiteren geschichtsschwangeren Ort, an dem der sonntägliche Spaziergang vorbeiführte.

Die netten Amerikaner hatten also nur ein verschlafenes Nest mit zwei katholischen Kirchen und einem evangelischen Gemeindehaus befreit, das etwa fünftausend Seelen zählte. Die weißen Laken dienten inzwischen wieder ihrem ursprünglichen Zweck und die einzige Panzersperre auf der Emsbrücke, praktischerweise so gebaut, dass sie Panzer nicht wirklich stören würde, wurde von uns Kindern als Sandkasten genutzt. Auch vor den dröhnenden Flugmaschinen musste sich niemand mehr fürchten, dennoch hieß es früh aufstehen, sich beim Bäcker, Metzger oder Lebensmittelhändler anstellen, weil die Nahrungsmittel immer knapper wurden. Strom und Wasser gab es auch nur noch stundenweise und daran waren natürlich die netten Amerikaner schuld, die sich rund um den kleinen Bahnhof einquartiert hatten. Alle Wege, die dorthin führten, wurden von bewaffneten Posten bewacht. Kinder durften das Sperrgebiet nicht betreten, wohl aber hübsche junge Mädchen.

Auch Renate, das vollbusige Nachbarsmädchen, wurde dort zum gern gesehenen Gast. Von ihren regelmäßigen Besuchen kam sie reich beschenkt zurück. Sie trug jetzt Nylonstrümpfe, schwärmte von der anregenden Wirkung von Pulverkaffe, lobte die sättigende Wirkung von Corned Beef und ohne den regelmäßigen Genuss von echter Schokolade hätte sie sich ein erfülltes Leben gar nicht mehr vorstellen können.

Das alles hörte sich sehr friedlich an, aber die Sache mit den Geschenken schien doch nicht ganz in Ordnung zu sein, denn immer mehr unbescholtene Bürger wechselten die Straßenseite, wenn ihnen das vollbusige Mädchen begegnete. Von uns Kindern wurde das nicht verlangt, nur wurde Solidarität in diesem Fall keineswegs belohnt, Renate hatte nämlich eine sehr geizige Mutter, die dafür sorgte, dass die Segnungen der netten Amerikaner in der Familie blieben, und da bekanntlich auch die schönsten Worte nicht wirklich satt machen, galt es zu überlegen, wie man auch als Kind die Gunst der Amerikaner gewinnen konnte, auch wenn man keinen ordentlichen Busen hatte.

Unglücklicherweise war ich auch kein niedliches Kind, was die Bilder aus jener Zeit eindeutig beweisen. Sie zeigen ein für sein Alter ungewöhnlich großes spindeldürres Geschöpf mit dünnen Zöpfen, das spitzmausig und mit fragenden Katzenaugen in eine Welt blickte, in der es keine Väter gab.

Natürlich wurde jetzt noch mehr als früher über die Abwesenden geredet, gefallen, vermisst, verwundet oder gefangen, das waren die Fragen, die jetzt nicht nur im Ausnahmefall Antworten forderten. Da wurde viel gejammert und geweint und meistens wurden wir Kinder fortgeschickt, was mir auch ganz recht war. Irgendwie fühlte ich mich schuldig, weil ich nicht sagen konnte, dass ich mich über die Rückkehr meines Vaters freuen würde, was der

verwickelten Lage wegen eigentlich ganz verständlich war. Es gab da nämlich einen richtigen Vater, der Briefe aus einem österreichischen Lazarett schickte, und dann gab es noch einen falschen Vater, der aber nicht mehr lebte, weil er für Herrn Hitler Flugzeuge getestet hatte und über der Ostsee abgestürzt war, während ich im Bauch meiner Mutter heranwuchs.

Inzwischen hatte ich lauschenderweise auch mitgekriegt, dass so ein Schicksalsschlag sehr schädlich für ein werdendes Kind ist. Auch über diese Schäden wurde viel geredet, wenn man dachte, dass ich nicht da war, und deshalb gehört die Tatsache, dass ich keine niedliches Kind war zu meinen allerersten Einsichten.

Das mag jetzt sehr dramatisch klingen, war es aber nicht, denn der einzige Mensch, der mich wirklich interessierte, war meine wunderbar starke Mutter, die Tag und Nacht für mich und meine pausbäckige jüngere Schwester sorgte und nebenbei für uns die wundervollsten Kleider schuf. Das seegrüne Hängerchen mit halblangen Puffärmeln und kunstvoll gestickten Blumenkränzen, das den Sommer meines fünften Lebensjahres verschönte, hatte besonderes Aufsehen erregt, weil es meinen mageren Körper in besonders vorteilhafter Weise umhüllte und farblich gesehen das intensive Braun von Augen und Haaren auf vorteilhafteste betonte. Zum ersten Mal wurde ich in positiver Weise mit meinem niedlichen blonden Schwesterchen verglichen, das im gleichen Kleid ein wenig farblos und pummelig wirkte.

Leider war ich bei Kriegsende aus dem Seegrünen schon herausgewachsen. Ein neues Kleid war nicht in Sicht, weil es nicht nur an neuem Stoff, sondern auch an Zeit fehlte. Die Jagd nach Essbarem füllte die Tage. Die Läden von Fleischer, Bäcker und Lebensmittelhändler bedurften sorgfältigster Beobachtung. Wenn geliefert wurde, musste man vorne in der Schlange stehen, aber auch dann reichte die Zuteilung nicht. Der Rest musste auf andere Weise organisiert werden, wobei sich die Schneiderkünste meiner wunderbaren Mutter als sehr hilfreich erwiesen. Sie kleidete jetzt wohlgenährte Bauersfrauen ein, die ihre Dienste mit Speck, Eiern und Würsten entlohten, was aber leider dazu führte, dass sie immer später ins große Ehebett kam, in dem meine Schwester und ich den abwesenden Vater ersetzen.

Die nächtliche Anwesenheit meiner Mutter war natürlich ein großes Glück, aber leider gab es hier keine Möglichkeit, der schwierigen Vaterfrage zu entkommen, vor allem dann, wenn sie nicht da war. Sein Bild stand auf dem Nachttisch. Es zeigte einen schmallippigen ernsten Mann in Offiziersuniform, von dem gesagt wurde, dass er mein richtiger Vater wäre, was jedoch nicht stimmen konnte. Schließlich hatte ich immer wieder gehört, dass der Krieg vor allem die richtigen Väter vernichtete und die falschen verschonte und deshalb konnte jemand, der Briefe aus einem österreichischen Lazarett schrieb, eigentlich kein richtiger Vater sein.

Wie gewöhnlich war auch bei diesem Problem auf die Erwachsenen kein Verlass. Sie schienen vergessen zu haben was sie früher einmal über die Gefallenen gesagt hatten. „So ein Glück“, sagten sie jetzt, „euer Vater wird zurückkommen, ihr könnt in einer richtigen Familie groß werden, ihr müsst euch beim lieben Gott bedanken.“ - „Das machen wir jeden Abend“, pflegte meine niedliche Schwester darauf mit stolzgeschwellter Brust zu sagen, was in ihrem Fall auch stimmte.

„Aufstehen, Kinder, aufstehen, es gibt viel Arbeit“, rief unsere Mutter eines schönen Morgens und dann folgte die Erklärung. Ein Brief war gekommen, der liebe Vati war entlassen worden, in einer Woche schon würde er wieder da sein und unseren Platz im großen Ehebett besetzen. „Beeilt euch“, mahnte Mutter beim Frühstück, „Frau Pieper wird gleich kommen.“

Der Name versprach nichts Gutes. Frau Pieper war ein richtiger Putzteufel und ihr Erscheinen bedeutete schon an ganz normalen Wochentagen das Ende jeder Gemütlichkeit. Auch hilfsbereite Kinder sind da schnell im Wege und in dieser trostlosen Situation fielen mir wieder die Geschenke der netten Amerikaner ein und einen Plan hatte ich auch.

Ich nahm also mein niedliches Schwesterchen an die Hand und ging mit ihr zum Sperrbezirk. Kurz vor der herabgelassenen Bahnschranke, die von mehreren amerikanischen Soldaten bewacht wurde, blieben wir stehen. „Ganz schön lachen und immer wieder „Choclett“ sagen“, mahnte ich. Meine Schwester stürmte los, rutschte bäuchlings unter der Bahnschranke durch, schaute wenig später mit flehenden Kinderaugen zu einem der Wachposten empor und streckte ihm auffordernd ihr rechtes Händchen entgegen.

Der Uniformierte schien jedoch keineswegs amüsiert. Er griff die ausgestreckte Hand meiner niedlichen Schwester, zerrte sie zur Bahnschranke und zeigte mit unmissverständlicher Gestik auf die Lücke zwischen Schranke und Pflastersteinen.

Aufgeregt und mit schlechtem Gewissen lief ich meiner Schwester entgegen. „Keine Schokolade“, stelle sie lakonisch fest. „Nein“, erwiderte ich und schaute vorwurfsvoll in das ausdruckslose Gesicht des Wachpostens, das über die Stange der Bahnschranke schaute. „Amerikaner sind überhaupt nicht nett“, sagte ich rebellisch.

Eine Spur von Sympathie zeigte sich in den Augen des Amerikaners, prüfende Blicke streiften meinen mageren Körper. Ich fühlte wie mir das Blut in den Kopf stieg, machte eine ungelenke Kehrtwendung und forderte meine Schwester zum Mitkommen auf.

„Wait a minute you bony thing“, rief der Amerikaner lachend, warf uns eine Tafel Schokolade zu und dann rannten wir so schnell es ging nach Hause.

„Ihr sollt doch nicht betteln“, sagte meine Mutter, aber da war nur ein ganz kleiner Vorwurf in ihrer Stimme. „Ich will Schokolade“, rief meine Schwester und verfolgte voller Ungeduld, wie Mutter vorsichtig die Papierhülle auftrennte. „Wir werden sie schön einteilen“, sagte sie, als sie uns einen Riegel überreichte. „Willst du keine Schokolade?“ fragte ich. „Ich werde mir später ein Stückchen gönnen“, antwortete sie und ging zur Nähmaschine, wo eine nachtfüllende Arbeit auf sie wartete und daran war natürlich auch dieser Vater schuld. „Warum muss es eigentlich eine Gans sein?“ wollte ich schließlich wissen. „Das gehört sich so“, antwortete meine Mutter und zwei Tage und Nächte später war auch das blumige Tauschobjekt fertig und dann kam der Tag als meine niedliche Schwester an einem schönen Sommertag sagte, dass sie einen fremden Mann im Bett meiner Mutter entdeckt hatte.

Das Missverständnis war schnell aufgeklärt, der liebe Vati war zurückgekehrt! Abgemagert und graugesichtig erschien er an der festlich gedeckten Mittagstafel und schaute mit prüfenden Augen in die Runde. „Die Servietten

fehlen“, sagte eine befehlsgeübte Stimme. Meine Mutter errötete, sprang auf und eilte zum Wäscheschrank, während ich dem fremden Mann zu erklären versuchte, dass Wäschewaschen mit Kernseife eine mühsame Sache sei.

Ein strafender Blick aus gletscherblauen Augen streifte mich, schlimmeres wurde wohl von meiner Mutter verhindert, die mit begütigendem Lächeln damastene Tücher verteilte, was die Situation aber nur vorübergehend rettete, weil sie die silbernen Serviettenringe mit den eingravierten Namen vergessen hatte. Meine Mutter senkte betreten ihre Augen, eilte zum eichenen Wohnzimmerschrank, kramte in einer Schublade und hielt erschrocken ein graues metallenes Etwas in die Höhe. „Aber die schöne Gans wird ja ganz kalt“, hörte ich mich sagen. „Das wäre wirklich schade“, erwiderte meine Mutter, legte dem Fremden die Hand auf die Schulter und versprach mit freundlicher Stimme, dass sie die Serviettenringe sofort nach dem Essen auf Hochglanz bringen werde. „Aber sie arbeitet zu viel!“ rief ich empört.

„Wir sollten jetzt wirklich anfangen“, sagte meine Mutter betont munter, aber der Fremde verzog keine Miene, zeigte indigniert auf sein blank poliertes Messer und bemängelte mit dünnen Worten das Fehlen des zum Schneiden bestimmten Bestecks auf ganz bestimmten Plätzen. „Ich werde das Fleisch für die Kinder schneiden“, sagte meine Mutter, aber der Fremde erhob sich und erwiderte lapidar, dass sich das ab sofort ändern werde. „Eure Mutter arbeitet zu viel“, sagte er und schaute mir amüsiert in die Augen. Die morschen Dielen erzitterten unter den strammen Schritten und dann kam der Fremde mit einigen dickleibigen Büchern zurück, die er meiner Schwester und mir unter die anzuwinkelnden Arme steckte. Als nächstes erhielten wir Messer und Gabel mit dessen Hilfe wir eine dicke Kartoffel auf anmutige Weise in mundgerechte Häppchen zerteilten mussten, ohne die Bücher zu verlieren.

„Übung macht den Meister“, sagte der liebe Vati und legte sich zwei Gänsekeulen auf den Teller.